

Abends zwischen acht und neun Uhr

Autor(en): **Bürki, Elsa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 39

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645585>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Abends zwischen acht und neun Uhr

(Elsa Bürki, Bern)

Der Tag war schwül und quälend gewesen. Kein Hauch hatte die heiße, drückende Luft bewegt. Jetzt noch, nach acht Uhr abends, gibt es keine Erlösung aus der Sonnenglut und erschläfft schleichen die Menschen jeglichem Schatten nach. Nur in den kühlen Stadtlauben atmen sie erleichtert auf und nehmen sich doppelte Mühe, die Schaufenster zu betrachten.

Da gibt es viele entzückende und verlockende Auslagen zu bewundern und viele Schaulustige zu beobachten.

Draußen steht eine sonnverbrannte, schlaffe Siebzehnjährige, die mit großen, sehnsüchtigen Augen die lockenden Plakate des Reisebüros bestaunt. Da winkt und ruft das blaue, blaue Meer, das man rauschen und branden hört, wenn man die Augen schließt. Das vielbesungene, geheimnisvolle Meer, das man nur aus Büchern und Romanen kennt und das man doch so gerne, o so gerne! selber sehen möchte. Mit seinen eigenen, hungrigen Augen sehen! Sich treiben lassen von den warmen Wellen, die von weither kommen und von Ungeahntem raumen. In der Südensonne liegen und im heißen Sand. Da heißt es: Mit MS „Oceania“ ins östliche Mittelmeer. Sie wiederholt es laut vor sich hin: „Ins östliche Mittelmeer!“ Sie weiß nicht genau, wohin man da kommt, aber sie ahnt Wunderbares. Meer, Meer und wieder Meer, Küstenfriche mit weißen Marmorpalästen und schwarzen, steilen Zypressen. Einsame, mövenumflogene Inseln, um die tausendjährige, dunkle Sagen wehen. Fremde Schiffe, die nachts geisterhaft vorüberziehen und die aus fernen, fernen Ländern kommen, von denen man nichts weiß. Und vielleicht einmal, abends, wenn die Sonne am Untergehen ist und blutrote Wolken im satten Himmelsblau schwimmen, ragen goldene, spitze Minarets. Und von irgendwoher dringt eintönig monotoner Gebetsruf. So eindringlich und aufreizend, daß man sich hinwerfen und beten muß! —

Jemand stößt ungewollt die Verjunktene an und wie aus tiefem Traum erwachend, löst sie sich widerwillig vom unsagbaren Zauber dieser weiten, märchenhaften Ferne und wendet sich in den grauen Alltag zurück.

Daneben steht ein verwahrloster Mann. Sein Anzug ist verbraucht und ausgefranst und seine Augen suchen keine blauen Fernen mehr. Das haben sie sich längst abgewöhnt. Sein Verlangen geht notwendiger und härtere Wege — er möchte essen. Essen von diesem Fleisch, das da ausgebreitet liegt und dessen Anblick ihm Schmerzen im Magen verursacht. Einmal wieder so richtig genug essen können! Sein Mund macht unbewußt kauende Bewegungen. Er guckt und guckt, einmal von rechts nach links und noch einmal von links nach rechts, dann geht er weg. Was hat es für einen Zweck, hier zu stehen? Vom Ansehen wird man ja doch nicht satt. —

Im flutenden Neonlampenlicht gleißt Feuer, das aus Diamanten und Saphiren blizt. Tausendfaches Feuer. Ausländer stehen vor den Juwelen. Er hat seine behandschuhte Rechte auf ihrer Schulter und spricht auf sie ein: „Siehst du, da diese wunderbaren Opale als Ohrgehänge. Möchtest du die nicht haben?“

„Ach Roger, du weißt doch, daß ich Opale nicht mag. Sie haben so etwas Gewöhnliches an sich.“

Teilnahmslos steht sie neben ihrem Mann oder Bräutigam, die Hochblonde mit dem grellbemalten, blasierten Mund und den steifgelackten Augenwimpern.

„Aber diesen Ring da, ein selten schöner Topas. Oder das Halsband dort, sieh doch, Ine, die herrlichen Rubine. Was die für ein Feuer haben. Ine, ich würde Dir so gerne eine Freude machen!“

„Topase stehen mir nicht, das solltest du doch nun schon wissen. Und Rubine tragen alte Frauen, nicht ich.“ Die letzten Worte sagte sie gelangweilt, schon im Weiterschreiten begriffen.

Ja, so grausam können Frauen sein!

Blatt drückt der kleine, halbnackte Bengel sein Näschen an die Scheibe des Spielwarengeschäftes. Sein schmutziger Finger liegt auf dem Glas und zeigt auf all' die unglaublichen Herr-

lichkeiten, die es da gibt. Da der rote Rennwagen. Hei, wie der davonfliegen muß, wenn man ihn aufzieht. Oder hier die Flugmaschine, eine richtiggehende Flugmaschine mit einem Piloten darin. Den müßte man auffliegen lassen können, poß Bomben und Granaten, würden da Hans und Fritz staunen! Was? ein regelrechter Indianeranzug, mit Federschmuck und Mofasins? Und ein Tomahawk? Die kleine Hand ballt sich zur Faust, zieht auf, schlägt zu, los auf einen unsichtbaren Feind und trifft mit dumpfem Schlag das Fenster. Ein leises Klirren. Erschrocken rennt der Kleine ein paar Schritte davon, bleibt stehen, um zu sehen, ob Scherben fliegen. Wie er merkt, daß nichts geschehen ist, steckt er die kleinen Fäuste in die durchlöchernten Hosentaschen und zieht mit glücklichem Lachen los. All' diese Wunderdinge haben ihm doch ganze, lange fünf Minuten gehört, ihm ganz allein!

Es ist schon bald neun Uhr.

Da kommt die Gasse herab eine Frau. Sie muß vom Waschen kommen; denn ihre Finger sind weiß und ausgelaugt vom heißen, scharfen Wasser. Sie geht den mühsamen Gang, den gefegnete Frauen an sich haben. Sie guckt da und dort in ein erleuchtetes Schaufenster, ohne stehen zu bleiben; denn sie hat keine Zeit. Zu Hause warten kleine Kinder auf sie und viel Arbeit. Sie seufzt und wechselt den schweren Korb von einem Arm auf den andern. Plötzlich macht sie Halt vor dem Blumenladen und schüttelt den Kopf. Daß es solche Blumen gibt, wie diese prächtigen Rosen, Nelken, Gladiolen und wie sie alle heißen! Und daß es Menschen gibt, die Geld haben, um sich dieses Zarte, Wunderbare zu kaufen! Wirklich, daß noch Leute sind, die so viel Geld haben.

„Ich werde vielleicht einmal nicht mal einen kleinen Kranz auf meinem Grabe haben, vielleicht nicht mal eine einzige, aller-einzige Blume“, denkt sie.

Kopfschüttelnd geht sie weiter, mit dem mühsamen Gang, den gefegnete Frauen an sich haben und wechselt den schweren Korb von einem Arm auf den andern. —

So offenbaren sich Gedanken und Gebärden, abends zwischen acht und neun Uhr.

Weltwochenschau

Notrecht und Recht

Der Bundesrat hat sich entschlossen, die bisherige Praxis der „dringlichen Finanzprogramme“, die an sich ein Provisorium darstellen und einem neuen Definitivum weichen sollten, vorderhand weiterzuführen, und der Nationalrat scheidet sich mindestens achtätägigen Diskussion über die neuen bundesrätlichen Forderungen entgegen. Die Stellungnahme zum Kurs unserer obersten Landesregierung hat kaum geändert; es sind immer noch die dieselben Kreise, die mit den alten Argumenten den Bundesrat stützen, und fast dieselben Opponenten, die grundsätzlich eine Aenderung verlangen.

Das Kapitel „Subventionen“, um das materiell und prinzipiell gestritten werden wird, ist alt. Im Bundeshaus will man weiter abbauen. Links ist man der Meinung, es sei genug gekürzt, und die 3 oder 2½ Millionen, die der Rassenwart herauschinde, seien wahrhaftig eine Bagatelle für den Bund, für die Betroffenen aber unter Umständen lebenswichtig. Vor allem, wenn die Gefürzten, wie das ja leicht zu verstehen ist, wieder die Schwachen sein werden, nicht die Starken, die mit 5- und 6stelligen Mitgliederzahlen ihrer Verbände auftrumpfen. Grundsätzlich müßte man die Subventionen als eine Art volkswirtschaftlichen Regulator zwischen begünstigten und weniger begünstigten Zweigen des nationalen Schaffens ansehen. Ob dieser Gesichtspunkt wirklich zu seinem Recht kommt?

Ein anderes Kapitel bilden die Löhne und Gehälter des eidgenössischen Personals. Die Teuerung ist effektiv. Der Lohnabbau von 1936 wurde als tragbar erklärt auf Grund eines andern Preis-Indexes, als des